

btb

Buch

Einsamkeit und Trauer, Liebe und Freiheit, Furcht und Wut. Das sind die grundlegenden Probleme der menschlichen Seele – und damit auch die großen Themen der Psychoanalyse. Was sind die Triebfedern menschlichen Strebens, Leidens und Liebens? Wie kaum ein anderer hat Irvin D. Yalom versucht, darauf eine Antwort zu finden und diese auf verständliche Weise weiterzugeben. Es gibt nur wenige seiner Zunft, die es so meisterhaft verstehen wie er, streng wissenschaftliche Theorien auf ihre Allgemeintauglichkeit hin abzuklopfen und Fachtermini durch Fallbeispiele abzufedern. In diesem Band, der Auszüge aus vielen seiner wissenschaftlichen wie auch populären Schriften enthält, gibt Irvin D. Yalom nicht nur Einblick in seine persönliche Entwicklung vom Psychotherapeuten zum Schriftsteller, er zeigt uns auch, daß Psychologie und Literatur letztlich nur zwei Seiten einer Medaille sind.

Autor

Irvin D. Yalom ist Professor für Psychiatrie an der Stanford University. Seine Bücher »Existentielle Psychotherapie« und »Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie« sind inzwischen Klassiker in den USA. In Deutschland wurde er vor allem durch seine belletristischen Werke bekannt.

Irvin D. Yalom bei btb

Die rote Couch. Roman (72330)

Die Liebe und ihr Henker (72378)

Die Reise mit Paula (72640)

Der Panama-Hut (72848)

Jeden Tag ein bißchen näher (72712)

Irvin D. Yalom

Was Hemingway von Freud hätte lernen können

Das große Yalom-Lesebuch

*Aus dem Amerikanischen
von Hans-Joachim Maass*

btb

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
»The Yalom-Reader. Selections from the Work of a Master
Therapist and Storyteller« bei Basic Books, New York.

Die deutsche Ausgabe bezieht sich auf den dritten Teil des Bandes
»Über das Schreiben«.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2003

Copyright © 1998 by Irvin D. Yalom

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Bilderberg

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

RK · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-73097-X

www.btb-verlag.de

*Für Marilyn,
Ehefrau, Geliebte, Lektorin,
Seelenfreundin seit fünfzig Jahren –
und hoffentlich für alle Zeit.*

Inhalt

Was die Literatur der Psychologie zu sagen hat	9
Psychologie als Ideenlieferantin der Literatur	25
Von der Psychotherapie zur Belletristik	59
Der Roman als Ideenlieferant – der Lehr-Roman	165
Der psychologische Roman	237
Anmerkungen	329

Was die Literatur der Psychologie zu sagen hat

Werke über die Geschichte der Psychologie beginnen oft mit dem Aufkommen wissenschaftlichen Denkens und den Pionieren der Experimentalpsychologie Wundt und Pavlov. Ich habe dies stets für eine kurzsichtige historische Betrachtungsweise gehalten: Die Disziplin der Psychologie begann schon lange vorher, nämlich in den Arbeiten der großen psychologischen Denker, die über die innersten menschlichen Antriebskräfte schrieben: Sophokles, Aischylos, Euripides, Epikur, Lukrez, Shakespeare und besonders (was mich betrifft) die großen psychologischen Romanciers Dostojewski, Tolstoi und später Thomas Mann, Sartre und Camus. Freud bezeichnete sich selbst als einen Wissenschaftler, doch seine großen Erkenntnisse hatten ihren Ursprung keineswegs in der Wissenschaft, sondern sie basierten zweifellos auf seiner Intuition, seiner künstlerischen Vorstellungskraft und seinen umfassenden Literatur- und Philosophiekenntnissen.

Ich selbst werde oft bei einem großen Schriftsteller fündig, wenn ich nach einem Ausdruck oder einem literarischen Kunstgriff suche, der eine Erkenntnis überzeugend und klar vermittelt. Hier nun einige Beispiele.

Isolation. Es gibt viele Formen der Isolation. *Zwischenmenschliche* Isolation bezeichnet die Kluft zwischen einem selbst und anderen. Sie wird als Einsamkeit erlebt und läßt sich durch eine größere Fähigkeit, Intimität mit anderen her-

zustellen und aufrechtzuerhalten, mildern. *Intrapersonale* Isolation bezeichnet das Fehlen persönlicher Integration, das Vorhandensein von abgespaltenen Teilen von einem selbst. *Existentielle* Isolation geht tiefer: Sie bezeichnet eine unüberbrückbare Kluft nicht nur zwischen einem selbst und jedem anderen Lebewesen, sondern zwischen einem selbst und der Welt. Die existentielle Isolation bleibt uns meist verborgen, doch wie die folgende Passage aus meinem Buch *Existentielle Psychotherapie*¹ illustriert, wird sie in der Regel durch den unmittelbar bevorstehenden Tod ans Licht geholt.

»Keiner kann dem Anderen sein Sterben abnehmen.«² Obwohl wir von Freunden umgeben sein mögen, obwohl andere aus den gleichen Gründen sterben mögen, und auch obwohl andere zur gleichen Zeit sterben mögen (wie die Praxis des Tötens und Beerdigens von Dienern zusammen mit dem Pharaon im Alten Ägypten zeigt oder wie bei kollektivem Selbstmord), ist das Sterben auf der tiefsten Ebene doch die einsamste menschliche Erfahrung.

Jedermann, die bekannteste mittelalterliche Moralität, stellt die Einsamkeit des Menschen in der Begegnung mit dem Tod auf eindrucksvolle und schlichte Weise dar.² Jedermann wird vom Tod besucht, der ihm mitteilt, daß er sich auf die Pilgerreise zu Gott begeben muß. Jedermann bittet um Gnade, aber vergeblich. Der Tod teilt ihm mit, daß er sich auf den Tag vorbereiten muß, »dem niemand je entrinnen mag«. In seiner Verzweiflung sieht sich Jedermann nach Hilfe um. Erschrocken und vor allem isoliert bittet er andere, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Die Figur des personifizierten Begriffs »Sippschaft« weigert sich, mit ihm zu gehen:

Ei, Herr, Ihr seid ein lustger Mann!
Faßt Euch ein Herz, schaut nicht so drein!
Doch wisset eines, bei Sankt Ann,
was uns betrifft, geht Ihr allein.

So auch der Vetter von Jedermann, der vorgibt, indisponiert zu sein:

Bewahre, nein, ich hab den Krampf im Zeh;
vertraut mir nicht, denn, helf mir Gott,
ich ließ im Stich Euch in der höchsten Not.

Er wird auf gleiche Weise von den anderen allegorischen Figuren in dem Stück verlassen: Freundschaft, Besitz und Erkenntnis. Sogar seine Eigenschaften lassen ihn im Stich:

Kraft, Schönheit und Vernunft sind mir ein Spott,
kaum tönt des Todes Hornstoß fürchterlich,
gehen alle sie in Hast und lassen mich.

Jedermann wird schließlich von der ganzen Wucht des Schreckens vor existentieller Isolation gerettet, weil eine Figur, Gute Werke, gewillt ist, mit ihm sogar in den Tod zu gehen. Und tatsächlich liegt hierin die christliche Moral des Stücks: Gute Werke im Kontext der Religion sind das Bollwerk gegen die letzte Isolation. Der säkularisierte Jedermann von heute, der sich nicht auf religiösen Glauben einlassen kann oder will, muß die Reise tatsächlich ganz allein antreten.«

Isolation. Wenn wir uns mit existentieller Isolation nicht abfinden können, neigen wir dazu, in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen Trost zu suchen. Statt eine Beziehung authentisch zu gestalten, benutzen wir den anderen in der Rolle einer Funktion. In dieser Passage aus *Existentielle Psychotherapie*³ stütze ich mich bei meiner Erörterung einer solchen Funktion auf Lewis Carrolls Werk: der Benutzung des anderen zur Bestätigung unserer Existenz.

»Das Schlimmste am Alleinsein, der Gedanke, der mich in den Wahnsinn treibt, ist, daß niemand auf der Welt in diesem

Moment an mich denken könnte.« Dies erklärte eine Patientin in einer Gruppensitzung, die wegen Panikanfällen beim Alleinsein eingeliefert worden war. Unter den anderen Patienten dieser stationären Therapiegruppe gab es unmittelbare Zustimmung zu dieser Erfahrung. Eine Neunzehnjährige, die eingeliefert worden war, weil sie sich nach dem Abbruch einer Liebesbeziehung die Pulsadern aufgeschnitten hatte, sagte schlicht: »Ich wäre lieber tot als allein!« Jemand anderes sagte: »Wenn ich allein bin, dann höre ich Stimmen. Vielleicht sind meine Stimmen ein Ausweg aus dem Alleinsein!« (Eine faszinierende phänomenologische Erklärung für Halluzinationen!) Eine andere Patientin, die sich bei mehreren Gelegenheiten Verletzungen zugefügt hatte, sagte, daß sie sich das aus Verzweiflung über eine höchst unbefriedigende Beziehung zu einem Mann angetan habe. Aber sie könne ihn nicht verlassen, da sie panische Angst vor dem Alleinsein habe. Als ich sie fragte, was am Alleinsein so schrecklich sei, sagte sie mit schlichter, direkter psychotischer Einsicht: »Ich existiere nicht, wenn ich allein bin.«

Die gleiche Dynamik spricht aus der unablässigen Bitte des Kindes: »Schau mich an«, »Schau her zu mir« – die Gegenwart des anderen ist erforderlich, um die Wirklichkeit wirklich werden zu lassen. (Hier wie auch anderswo zitiere ich die Erfahrung des Kindes als eine Erscheinungsform eines untergründigen Konflikts, die diesem vorausgeht, und nicht als dessen Ursache.) In Alice im Spiegelland drückt Lewis Carroll den schlichten Glauben vieler Patienten wunderschön aus, daß »ich nur so lange existiere, wie man an mich denkt«. Alice, Dideldie und Dideldum treffen auf den schlafenden Roten König:

»Er träumte gerade«, sagte Dideldie. »Und was meinst du, von wem er träumt?«

»Das kann ich doch nicht wissen«, sagte Alice.

»Doch, weil er von dir träumt!« rief Dideldie und klatschte in die Hände. »Und wenn er aufhört, von dir zu träumen, was glaubst du, wo du dann wärst?«

»Genau da, wo ich jetzt bin«, sagte Alice.

»Im Gegenteil!«, trumpfte Dideldie auf. »Nirgends wärst du! Du bist bloß ein Hirngespinnst aus seinen Träumen.«

»Und wenn der König aufwacht«, fügte Dideldum hinzu, »dann bist du weg – pffft! – wie eine ausgeblasene Kerze.«

»Bin ich nicht!« rief Alice wütend. »Wenn ich ein Hirngespinnst bin, dann möchte ich wissen, was ihr seid?«

»Das gleiche«, sagte Dideldum.

»Exakt das gleiche!«, rief Dideldie.

Er schrie so laut, daß Alice »Psst!« sagte und: »Du weckst ihn noch auf mit deinem Geschrei.«

»Ausgerechnet du mußt von Aufwecken reden«, sagte Dideldum, »wo du bloß irgendwas aus seinen Träumen bist! Du weißt genau, daß du nicht echt bist.«

»Ich bin aber echt!« rief Alice und fing an zu weinen.

»Vom Heulen wirst du kein bißchen echter«, bemerkte Dideldie. »Das macht's nicht besser!«

»Wenn ich nicht echt wäre –« Alice weinte und lachte nun zugleich, weil das Ganze wirklich zu albern war, »dann könnte ich doch nicht weinen, oder?«

»Ich hoffe, du glaubst nicht, daß das echte Tränen sind?« erwiderte Dideldum voll Verachtung.⁴

Liebe und Freiheit. Die Bildung von Untergruppen in Therapiegruppen, vor allem in Form von Liebesbeziehungen, ist für die Gruppe in der Regel destruktiv. Wenn aber zwei ineinander verliebte Patienten ernsthaft an ihren Problemen arbeiten und bereit sind, ihre Beziehung zu analysieren, kann dies gelegentlich auch von großem Nutzen sein. In meinem Buch *Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie* schildere ich ausführlich die Geschichte von Jan und Bill, Mitgliedern einer

langfristigen Therapiegruppe, die für kurze Zeit eine sexuelle Beziehung eingingen, aber in der Gruppe blieben, um zu analysieren, was die Beziehung über sie selbst aussagte. Der folgende Auszug⁵, in dem es um Bill geht, stützt sich auf mehrere Ideen über Liebe und Freiheit in Camus' Roman *Der Fall*.

»Viele Sitzungen lang beschäftigte sich die Gruppe mit den Fragen von Liebe, Freiheit und Verantwortung. Mit wachsender Direktheit stellte Jan sich Bill entgegen. Sie erschreckte ihn mit der Frage, wieviel genau ihm an ihr liege. Er wand sich und spielte sowohl auf seine Liebe zu ihr an als auch auf seinen Mangel an Bereitschaft, mit irgendeiner Frau eine Dauerbeziehung einzugehen. Tatsächlich stoße ihn jede Frau ab, die eine längere Beziehung wolle.

Ich fühlte mich an eine vergleichbare Einstellung zur Liebe in dem Roman *Der Fall* erinnert, wo Camus Bills Dilemma mit niederschmetternder Klarheit ausdrückt:

Es stimmt übrigens nicht, daß ich nie geliebt habe. Ich habe in meinem Leben zumindest eine große Liebe gekannt, und ihr Gegenstand war jederzeit ich... Die Sinnlichkeit, und nur sie allein, beherrschte mein Liebesleben... Wie dem auch sei, meine Sinnlichkeit, um nur von ihr zu sprechen, war so mächtig, daß ich sogar um eines Abenteurers von zehn Minuten willen Vater und Mutter verleugnet hätte, auf die Gefahr hin, es nachträglich bitter zu bereuen. Aber was sage ich! Vor allem um eines Abenteurers von zehn Minuten willen, und erst recht, wenn ich die Gewißheit hatte, daß es dabei sein Bewenden haben werde.⁶

Wenn der Gruppentherapeut Bill helfen sollte, mußte er dafür sorgen, daß Bills Handlungsweise Folgen hatte.

Bill wollte mit Jans Depression nicht belastet werden. Er

hatte Frauen im ganzen Land, die ihn liebten (und deren Liebe ihm das Gefühl gab, lebendig zu sein), aber für ihn hatten diese Frauen keine selbständige Existenz. Er zog es vor zu glauben, seine Frauen würden nur lebendig, wenn er bei ihnen erschien. Auch hier spricht es Camus für ihn aus.

Ich konnte also zugegebenermaßen nur unter der Bedingung leben, daß auf dem ganzen Erdenrund alle oder doch möglichst viele Menschen mir zugekehrt waren, unwandelbar frei für mich, des Eigenlebens beraubt, allzeit bereit, meinem Ruf Folge zu leisten, der Unfruchtbarkeit anheimgegeben in Erwartung des Tages, da ich ruhen würde, ihnen mein Licht zuteil werden zu lassen. Kurzum, damit ich glücklich sein konnte, durften die von mir erwählten Geschöpfe kein Leben besitzen. Sie sollten ihr Leben nur von Zeit zu Zeit nach meinem Belieben von mir empfangen.⁷

Jan rückte Bill unnachgiebig auf den Leib. Sie sagte ihm, es gebe einen anderen Mann, der sich ernsthaft für sie interessiere, und bat ihn dringend, ihr die Wahrheit zu sagen, ihr seine Gefühle für sie ehrlich zu beschreiben und sie freizugeben. Mittlerweise war Bill sich ganz sicher, daß er Jan nicht mehr begehrte. (Tatsächlich hatte er, wie wir später erfahren sollten, sein Engagement für die Frau, mit der er zusammenlebte, allmählich gesteigert.) Aber er konnte es nicht zulassen, daß die klaren Worte über seine Lippen kamen – Bill hatte also einen seltsamen Begriff von Freiheit, wie er allmählich selber verstand: die Freiheit zu nehmen, aber nicht die Freiheit zu verzichten. (Noch einmal Camus: »Glauben Sie mir, es gibt nichts Schwierigeres auf der Welt, zumindest für gewisse Menschen, als nicht zu nehmen, was man nicht begehrt!«)⁸ Er bestand darauf, man solle ihm die Freiheit gewähren, seine Vergnügungen zu wählen, aber, wie er schließlich einsah, hatte er nicht die Freiheit, für sich selbst zu wählen. Seine Ent-

scheidung führte fast ausnahmslos dazu, daß er in seiner eigenen Achtung sank. Und je größer sein Selbsthaß wurde, desto zwanghafter, desto weniger frei war sein achtloses Streben nach sexuellen Eroberungen, die ihm nur flüchtige Linderung brachten.

Übertragung – das heißt, unsere Vorliebe dafür, einen anderen auf irrationale Weise zu erleben – ist in Therapiegruppen, in denen Patienten nicht nur zu dem Therapeuten – der Autoritätsperson in der Gruppe – eine Beziehung finden müssen, sondern auch zu den übrigen Mitgliedern, besonders komplex. In *Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie* bin ich auf diese Frage eingegangen, wobei ich mich auf Tolstois *Krieg und Frieden* bezog, um die Natur der Übertragung zu erhellen.⁹

Freud war sehr sensibel für die kraftvolle und irrationale Art, wie Gruppenmitglieder ihren Leiter sehen, und leistete einen wesentlichen Beitrag, indem er dieses Phänomen systematisch analysierte und auf die Psychotherapie anwandte. Natürlich gibt es die Psychologie von Gruppenmitglied und Gruppenleiter seit Bildung der frühesten menschlichen Gruppen, und Freud war nicht der erste, der von ihr gesprochen hat. Um nur ein Beispiel zu nennen: Im 19. Jahrhundert war sich Tolstoi der subtilen Verflechtungen der Beziehung zwischen Führern und Geführten in den beiden wichtigsten Gruppen seiner Zeit deutlich bewußt: der Kirche und dem Militär. Auf seiner Erkenntnis der Überbewertung des Führers beruht ein Großteil des Pathos und des Reichtums von Krieg und Frieden. Sehen wir uns das Verhältnis Rostows zum Zaren an:

»(Er) war ganz überwältigt von dem Gefühl des Glücks, das die Nähe seines Zaren in ihm hervorrief. Schon allein diese Nähe empfand er als Belohnung für den ganzen

verlorenen heutigen Tag. Er war glücklich wie ein Liebhaber, der nach langem Warten vor dem ersehnten Wiedersehen steht. Er wagte nicht, den Kopf zu drehen oder sich umzudrehen, da er ja in Reih und Glied stand, aber er fühlte mit instinktiver Begeisterung das Herannahen seines Zaren. Das kam ihm nicht allein durch das Getrappel der Pferdehufe der immer näher kommenden Reitergruppe zum Bewußtsein, nein, er fühlte es auch insofern, weil es, je näher sie kamen, um so heller, freudiger, bedeutsamer und feiertäglicher um ihn herum wurde. Immer näher und näher kam ihm diese Sonne, die einen solchen Strahlenkranz sanften und majestätischen Lichtes aussandte, und plötzlich fühlte er sich von diesem Strahlen erfaßt, hörte seine Stimme, diese freundliche, ruhige, majestätische und dabei doch so schlichte Stimme ... Und Rostow stand auf, schlenderte zwischen den Wachtfeuern herum und träumte davon, was für ein Glück es wäre zu sterben, nicht etwa als Retter des Zaren – davon wagte er nicht einmal zu träumen -, sondern nur einfach vor seinen Augen. Er war tatsächlich in seinen Zaren, in den Ruhm der russischen Waffen und in die Hoffnung auf den künftigen Sieg verliebt. Und nicht er allein empfand jenes Gefühl in diesen denkwürdigen Tagen vor der Schlacht bei Austerlitz, nein, neun Zehntel des ganzen russischen Heeres waren damals, wenn auch nicht mit der gleichen Begeisterung, in den Zaren und den Ruhm der russischen Waffen verliebt. «¹⁰

Es scheint tatsächlich, als sei das Versinken in der Liebe zu einem Führer eine Voraussetzung des Krieges. Es ist doch wirklich paradox, daß unter der Ägide der Liebe wahrscheinlich mehr getötet worden ist als unter der des Hasses!

Napoleon, dieser vollendete Menschenführer, war nach Tolstoi nicht unwissend bezüglich der Übertragung, er zögerte auch nicht, sie im Dienst des Sieges einzusetzen. In Krieg

und Frieden lässt Tolstoi ihn am Vorabend der Schlacht folgen-
de Ansprache an seine Truppen halten:

»Soldaten! Ich selbst werde eure Bataillone führen. Ich werde mich vom Feuer fernhalten, wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit Unordnung und Verwirrung in die feindlichen Reihen hineintragen werdet; wenn aber der Sieg auch nur für einen Augenblick zweifelhaft werden sollte, so werdet ihr sehen, daß euer Kaiser der erste sein wird, der sich den Hieben des Feindes aussetzt, denn unser Sieg muß ein zweifelloser sein, zumal an einem Tag, wo es sich um die Ehre der französischen Infanterie handelt, die für den Ruhm der gesamten Nation so unentbehrlich ist.«¹¹

Eine der fundamentalen Quellen von Angst innerhalb eines existentiellen Bezugssystems ist Sinnlosigkeit. Wir scheinen Sinn suchende Geschöpfe zu sein, die in ein Universum und eine Welt geworfen sind, denen ein tieferer Sinn abzugehen scheint. Im folgenden Auszug aus meinem Buch *Existentielle Psychotherapie* stütze ich mich auf Passagen aus Sartres Drama *Die Fliegen*, um die verschiedenen Möglichkeiten zu illustrieren, wie sich ein Gefühl für den Sinn des Lebens entwickeln läßt.¹²

Mehr als jeder andere Philosoph dieses Jahrhunderts war Sartre kompromißlos in seiner Ansicht über die Sinnlosigkeit der Welt. Seine Position zum Sinn des Lebens ist knapp und gnadenlos: »Alles, was existiert, ist nicht aus irgendeinem Grund geboren, lebt weiter in Schwäche und stirbt durch Zufall ... Es ist sinnlos, daß wir geboren werden; es ist sinnlos, daß wir sterben.«¹³ Sartres Sicht der Freiheit läßt uns ohne das Empfinden eines persönlichen Sinns und ohne Leitlinien für die Lebensführung zurück; tatsächlich kritisierten viele Philosophen das philosophische System Sartres genau deshalb,

weil es einer ethischen Komponente entbehrt. Sartres Tod im Jahr 1980 beendete eine höchst produktive Karriere, und seine lange versprochene Abhandlung über Ethik wird niemals geschrieben werden.

In seinem Werk beschreibt Sartre oft Menschen, die etwas entdecken, wofür und wodurch sie leben können. Sartres Darstellung von Orest, dem Helden seines Stückes Die Fliegen, ist besonders anschaulich.¹⁴ Orest, der abseits von Argos erzogen wurde, reist nach Hause, um seine Schwester Elektra zu finden, und zusammen nehmen sie Rache für die Ermordung ihres Vaters (Agamemnon), indem sie die Mörder töten – ihre Mutter Klytämnestra und ihren Mann Ägisth. Trotz Sartres ausdrücklicher Aussagen über die Sinnlosigkeit des Lebens kann sein Stück als Pilgerreise zum Sinn interpretiert werden. Lassen Sie mich Orest folgen, während er nach Werten sucht, auf die er sein Leben gründen kann. Orest hält zunächst Ausschau nach Sinn und Zweck seiner Rückkehr in die Heimat, zu seinen Wurzeln und zu Kameradschaft:

»Versteh mich! Ich will ein Mensch sein, der irgendwohin gehört, ein Mensch unter Menschen. Sieh, ein Sklave, wenn er müde und verdrießlich, eine schwere Last schleppend, vorbeigeht, wenn er die Beine nachzieht und nur auf seine Füße schaut, damit er nicht strauchle, er ist in seiner Stadt, wie ein Blatt im Blätterwald, wie ein Baum im Wald, Argos ist um ihn, schwer und warm, ganz voll von sich selbst: Ich will dieser Sklave sein, Elektra, ich will die Stadt um mich legen und mich in sie einwickeln, wie in eine Decke.«¹⁵

Später stellt er seine eigene Lebensführung in Frage und erkennt, daß er immer das getan hat, was sie (die Götter) wünschten, um Frieden im Status quo zu finden.

»Wirklich ... das ist das Gute? Klein beigegeben. Ganz klein. Immer ›Pardon‹ sagen und ›Danke‹ ... So ist es gemeint? Das Gute. Ihr Gutes ...«¹⁶

In diesem Augenblick reißt sich Orest im Stück von seinem bisherigen Sinngefühl los und gerät in seine Sinnkrise:

»Wie verändert alles ist! Etwas Lebendiges und Warmes war um mich. Etwas, was eben jetzt gestorben ist. Wie leer das alles ist ... Ach, welch ungeheure, grenzenlose Leere ...«¹⁷

Orest vollzieht in diesem Augenblick den Sprung, den Sartre in seinem persönlichen Leben vollführte – nicht einen Sprung in den Glauben (obwohl ihm kein gesünderes Argument als das eines Glaubenssprungs zugrunde liegt), sondern einen Sprung in die »Verpflichtung«, in die Handlung, in ein Projekt. Er verabschiedet sich von den Idealen der Bequemlichkeit und Sicherheit und verfolgt mit der wilden Entschlossenheit eines Kreuzritters seinen neu gefundenen Zweck:

»Ich sage dir, es gibt einen anderen Weg ... Meinen Weg. Siehst du ihn nicht? Er geht von hier aus und führt hinunter nach der Stadt. Man muß hinuntergehen, verstehst du, hinuntergehen bis zu euch. Ihr seid ganz unten, auf dem Grund eines Loches, ganz unten ... Warte! Laß mich Abschied nehmen von dieser makellosen Unbeschwertheit, die ich besaß, laß mich Abschied nehmen von meiner Jugend ... Komm, Elektra, betrachte unsere Stadt ... Mit allen ihren Mauern stößt sie mich zurück, mit all ihren geschlossenen Toren. Und dennoch kann man sie nehmen, das fühle ich seit heute morgen ... Ich werde zum Ball werden und mich in das Herz dieser Stadt bohren wie das Beil in das Herz einer Eiche ...«¹⁸

Orests neuer Zweck taucht schnell auf, und er übernimmt eine Last wie Christus:

»Höre: Alle diese Leute, die in ihren finstern Zimmern, umgeben von ihren teuren Verstorbenen, zittern, nimm an, ich nehme alle ihre Verbrechen auf mich. Nimm an, ich will mir den Namen ›Dieb der Gewissensbisse‹ verdienen, und all ihre Reue geht ein in mich.«¹⁹

Später entscheidet sich Orest im Trotz gegen Jupiter Ägisth zu töten. Seine Erklärung zu diesem Zeitpunkt deutet auf ein klares Empfinden von Zweck hin: Er wählt Gerechtigkeit, Freiheit und Würde und zeigt an, daß er weiß, was im Leben »richtig« ist.

»Was kümmert mich Jupiter? Die Gerechtigkeit ist eine Angelegenheit der Menschen, und ich brauche keinen Gott, der mich darüber belehrt. Es ist gerecht, dich zu zerschmettern, dreckiger Schurke, und deine Herrschaft über die Leute von Argos zu zerstören; es ist gerecht, ihnen das Gefühl für ihre Würde zurückzugeben.«²⁰

Und er ist froh darüber, seine Freiheit, seine Mission und seinen Weg gefunden zu haben. Obwohl Orest die Last tragen muß, daß er der Mörder seiner Mutter ist, ist dies besser, als keine Mission, keinen Sinn zu haben und orientierungslos durch das Leben zu wandern.

»Und je schwerer sie zu tragen ist, um so mehr werde ich mich freuen, denn meine Freiheit, das ist diese Tat. Gestern noch ging ich aufs Geratewohl über die Erde, und Tausende von Wegen flohen unter meinem Schritt, denn sie gehörten andern ... Heute gibt es nur einen, und Gott weiß, wohin er führt; aber es ist mein Weg.«²¹

Dann findet Orest einen anderen, einen für Sartre wichtigen Sinn – daß es keinen absoluten Sinn gibt, daß er allein ist und seinen eigenen Sinn schaffen muß. Zu Jupiter sagt er:

»Aber plötzlich ist die Freiheit auf mich herabgestürzt, und ich erstarrte, die Natur tat einen Sprung zurück, und ich hatte kein Alter mehr, und ich habe mich ganz allein gefühlt ... Und es war nichts mehr am Himmel, weder Gut noch Böse, noch irgendeiner, um mir Befehle zu geben ... Ich bin dazu verurteilt, kein anderes Gesetz zu haben als mein eigenes. Und jeder Mensch muß seinen Weg erfinden.«²²

Als er Jupiter vorschlägt, den Leuten in der Stadt die Augen zu öffnen, protestiert dieser, daß »sie ihr Leben, wie es ist, sehen werden: faul und unnütz«, wenn Orest ihnen den Schleier von den Augen reißt. Aber Orest beharrt darauf, daß sie frei sind, daß es richtig ist, wenn sie sich ihrer Verzweiflung stellen, und er äußert das berühmte existentielle Manifest: »Das menschliche Leben beginnt jenseits der Verzweiflung.«²³

Ein letzter Zweck, die Selbstverwirklichung, taucht auf, als Orest seine Schwester an die Hand nimmt, um die Reise zu beginnen. Elektra fragt: »Wohin?«, und Orest antwortet:

»Zu uns selbst. Auf der anderen Seite der Flüsse und Berge sind ein Orest und eine Elektra, die auf uns warten. Wir werden sie geduldig suchen müssen.«²⁴

Und so gelangt Sartre – der gleiche Sartre, der sagt, »der Mensch ist eine nutzlose Leidenschaft« und daß »es sinnlos ist, daß wir geboren sind; es ist sinnlos, daß wir sterben« – in seinen Romanen zu einer Position, welche die Sinnsuche hoch bewertet und sogar Wege vorschlägt, um sich auf diese Suche einzulassen. Diese schließen ein: das Finden eines »Heimes« und der Kameradschaft in der Welt, die Aktion, die



Irvin D. Yalom

Was Hemingway von Freud hätte lernen können

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-73097-1

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2003

Das Besondere an Irvin D. Yalom war schon immer die Verbindung zwischen Lehren und Schreiben, zwischen Literatur und Psychoanalyse. Es gibt nur wenige seiner Zunft, die wie er in der Lage sind, eigentlich Hochwissenschaftliches populär dazustellen, ohne in sinnentstellende Verallgemeinerungen zu verfallen. In diesem Buch sind seine wichtigsten Texte zur Kreativität gesammelt. Die Großen der Weltliteratur - waren sie nicht auch die besten Menschenkenner, die interessantesten Analytiker und Philosophen? Anhand einer Vielzahl von Beispielen erkundet Yalom, was die Werke bedeutender Literaten über die Grundfragen menschlichen Seins offenbaren: über Einsamkeit und Trauer, Liebe und Freiheit.

 [Der Titel im Katalog](#)